

wir sind nicht machtlos

von Hanna Lucia Kim

Klasse 8cG, Georg-Büchner-Schule Rodgau

Man darf nicht nur dagegen sein, man muss etwas tun.

- Sophie Scholl

Deutsches Kaiserreich, 20.04. 2025

„Fröhlichen Hitler Tag“, sagte meine Mutter und hielt mir mein Geschenk hin. Ich nahm es lächelnd an. Es war eckig und in braunem Papier eingepackt. Ich packte es aus und hielt ein etwas ranziges Buch in meiner Hand. Die Seiten waren vergilbt und das Cover sah aus, als wäre es selbst draufgeklebt worden.

„Danke Mama“, sagte ich immer noch lächelnd, obwohl ich insgeheim etwas enttäuscht war.

Jetzt packte mein kleiner Cousin seine Geschenke aus. Es waren ein Paar Socken und ein Spielzeug Auto. Mein Bruder Jakob bekam eine altmodische Schreibmaschine. Beide schienen nicht sonderlich begeistert, bedankten sich dennoch.

Ein wenig später sagte Papa zu meinem Onkel: „Wir müssen dann gehen. Die Ausgangssperre ist bald und bis nach Hause ist es noch ein Stück.“ Mein Onkel nickte. Ich packte mein neues Buch in meine Tasche und verabschiedete mich bei meinem kleinen Cousin.

Wir liefen los und als wir auf der Hälfte unserer Strecke waren, kam ein Aufseher uns entgegen.

„Frohen Hitler-Tag“, begrüßte Papa ihn. Mama blieb ruhig und bedeutete mir und Jakob auch ruhig zu bleiben.

„Heil Hitler“, sagte der Aufseher. Er musterte uns alle nacheinander. Er sah unsere Taschen. „Bitte den Inhalt der Tasche zeigen.“

Zuerst hielt Papa ihm seine Tasche offen hin, dann Jakob, dann Mama. Als ich an der Reihe war, hielt auch ich ihm meine Tasche hin. Er holte mein Buch heraus. Und las: „Wie die Atombombe uns zum Endziel brachte.“ Er nickte und legte das Buch wieder in meine Tasche.

„Beeilt euch lieber“, riet er uns. Papa verabschiedete sich und wir gingen schnellen Schrittes nach Hause.

Zuhause putzte ich meine Zähne, kämmte meine Haare und sagte Mama, Papa und Jakob gute Nacht. Darauf ging ich auf mein Zimmer und holte mein neues Buch aus meiner Tasche.

Ich begutachtete das Buch noch ein wenig, bis ich mich langweilte und zu Bett ging.

27.04.2025

Es war Sonntag - eine Woche nach Hitlertag. Seit wir von der Messe zurück waren, lag ich in meinem Bett und starrte die Decke an. Mir war sterbenslangweilig.

Mama kam in mein Zimmer

„Und hast du dein neues Buch schon angefangen?“, fragte sie mich.

„Nein“, antwortete ich ehrlich, „muss ich das lesen? Wir haben das Thema doch in der Schule durchgenommen. Es geht eben darum, dass die Nazis gewonnen haben. Die Geschichte ist grausam. Ich will das nicht lesen.“

„Vertrau mir“, versicherte sie mir, „du willst es lesen.“

„Nein! Die Deutschen sind voll blöd in der Geschichte!“

„Pass auf, was du sagst!“, faucht sie mich an, „du weißt, sie haben ihre Ohren überall und du weißt doch was mit Frau Müller passiert ist? Wenn du nicht aufpasst, endest du genau wie sie!“

Frau Müller war eine etwas ältere Dame gewesen. Sie hatte vor ein paar Monaten noch neben uns gewohnt. Anscheinend wurde sie ertappt, wie sie schlecht über Hitler und die Regierung herzog und darauf hin wurde sie vor Gericht geschliffen. Sie wurde zu drei Jahren Haft verurteilt.

Bei der Erinnerung schluckte ich und nickte.

„Lies es.“, sagte sie mir.

Dann ging sie wieder aus meinem Zimmer.

„Wie die Atombombe uns zum Endziel brachte“, murmelte ich, als ich das Buch aufschlug. Kein sonderlich kreativer Titel. Ich fragte mich jedoch, warum meine Mutter so darauf bestand, dass ich dieses Buch über den Sieg der Nazis lesen soll... Ich blätterte die erste Seite um, als plötzlich ein Zettel herausfiel.

Meine liebe Katarina,

Das ist alles, was ich dir mitgeben kann. Ich darf dir nichts mündlich sagen. Sie beobachteten mich. Nicht nur mich. Sie beobachteten all die Übrigen, die gegen sie waren. Gegen ihn. Du verstehst es jetzt wahrscheinlich nicht, aber wenn du es liest, wirst du. Rede niemals mit jemanden über das Buch, außer mit denen, denen du dein Leben anvertrauen würdest. Es ist nämlich nicht bloß ein Buch. Es ist mein Tagebuch. Ich konnte es noch retten, bevor die Aufseher es mir wegnehmen konnten. Ich habe alles aufgeschrieben. Von meiner Jugend bis zu dem Tag an dem die Nationalsozialisten die Bomben nach Amerika schickten.

In Liebe

Deine Mutter Frida

Katarina. Das war mein Name. Aber dieser Zettel war nicht an mich gerichtet. Mama hieß nicht Frida. Uroma hieß Frida und ich wurde nach Oma benannt. Das hieß... das Buch war das Tagebuch meiner Uroma Frida. Sie hatte es Oma Katarina gegeben, die hatte es Mama gegeben und die hatte es mir gegeben. Jetzt verstand ich, warum Mama unbedingt wollte, dass ich dieses Buch lese.

Ich legte den Zettel zwischen die letzte Seite des Buches. Dann fing ich an zu lesen. Am Anfang des Buches war Uroma Frida noch 14, wie ich jetzt. Sie erzählte, dass Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg Probleme hatte. Frida lebte nicht in Deutschland, sondern in den Niederlanden. Es ging ihr zwar nicht so schlimm wie denen in Deutschland, aber sie hatten dennoch viele wirtschaftliche- und landwirtschaftliche Schwierigkeiten.

Beim Beginn des Zweiten Weltkrieges hatte die Niederlande auf ihre Neutralität wie im Ersten gehofft. Aber der Beginn des Zweiten Weltkrieges war für sie die Bombardierung von Rotterdam. Frida schrieb nicht viel dazu.

Liebes Tagebuch,

es ist passiert. Heute vor einer Woche haben die Deutschen uns angegriffen. Sie haben Rotterdam zerbombt. Onkel Karl ist tot. Cousin Friedrich ist tot. Jakob ist tot. Ich werde sie alle töten. Sie werden dafür bezahlen, meine Lieben auf dem Gewissen zu haben. Jakob auf dem Gewissen zu haben.

...

Fridas Freund hieß Jakob. Mein Bruder wurde nach Fridas Jugendliebe benannt.

Frida war an dem Tag erst 15 gewesen. Ihr Jakob war 17.

Ich las weiter. Frida schrieb davon, dass sie zurück in die Vergangenheit reisen will. In die Zeit, wo die Deutschen sie nicht ausplünderten, ihre jüdischen Freunde nicht in die Konzentrationslager mussten. In die Zeit, wo Jakob noch lebte. Viele Seiten, Trauer und Schmerz später erzählt sie von dem Bombenwurf.

Liebes Tagebuch,

ich habe immer gedacht, irgendwann werden sie die Nazis zurückschlagen, sie bezahlen lassen. Aber dazu wird es nie kommen. Die Deutschen haben Bomben gebaut. Keine normalen Bomben. Eine von diesen Bomben kann eine ganze Stadt zerstören. Sie haben sie auf Amerika geworfen.

...

Daraufhin berichtete sie, wie die Nazis ganz Europa zu Deutschland machten. Nein. Es war nicht mehr Deutschland, sondern das deutsche Kaiserreich, in dem ich heute lebte. Sie erzählte, wie sie alle Königsfamilien, Politiker und alle, die etwas gegen die Diktatur Hitlers ausrichten konnten, gefangen nahmen oder töteten. Aufseher kamen und sie mussten aufpassen, was sie in ihrer Gegenwart sagten. Irgendwann konnten

sie nirgendwo mehr frei sprechen, denn die Regierung hatte überall ihre Ohren. Egal ob Aufseher, Kameras oder nur der nette Herr von nebenan.

Das war viel. Für mich war das alles Alltag. Meine Eltern hatten mir schon früh erklärt, dass ich nicht sagen durfte, was ich dachte, sondern das, was man von mir wollte. Ich sollte das System nicht hinterfragen und auf gar keinen Fall mich kritisch dagegen äußern. Es war für mich normal, dass Aufseher jeden meiner Schritte beobachteten und ich tun musste, was sie mir befahlen.

Früher war es anders. Früher durften die Leute frei ihre Meinung äußern und selbst mitentscheiden, wer das Land regieren sollte. Keine Aufseher, keine Spione, keine Ausgangssperre.

Die meisten, oder besser gesagt alle Aufzeichnungen, vor dem Ende des Krieges, wurden versteckt oder verbrannt. Aber Frida konnte ihr Tagebuch retten. Und es war vermutlich eine der letzten oder *die* letzte Aufzeichnung von früher.

Es war seltsam. Ich hatte das Gefühl diese Zeiten zu vermissen, aber wie konnte ich etwas vermissen, was ich nie gekannt habe?

Das darf nicht so weitergehen, dachte ich mir. Die Leute mussten erfahren, wie es damals war. Meine Mutter hatte es gewusst und sie hatte nichts getan. Oma Katarina ebenso. Ich werde das ändern. Ich werde die Menschen, die Vergangenheit kennen lassen. Aber wie? Zuerst musste ich mehr Leuten in meinem direkten Umfeld davon erzählen. Leuten denen ich voll vertraute.

28.04.2025

Am nächsten Tag ging ich fast wie gewohnt zur Schule. Und zwar fast, weil ich nun wusste, dass Schüler früher nicht von Aufsehern bewacht wurden und dass es nicht normal war, dass überall Kameras waren außer in den Toiletten.

Ich betrat das Schulgebäude und tat so, als wäre alles normal. Sofort suchte ich meine Freundin Maja. Sie wird es verstehen und zusammen werden wir einen Weg finden, wie wir das Wissen an die Leute weitergeben können. Doch bevor ich sie finden konnte, fand sie mich.

„Kati“, sie kam zu mir rüber gelaufen.

„Pssst“, sagte ich, „du musst mir unauffällig folgen“

Sie wirkte verwirrt, aber nickte. Ich wand meinen Blick von ihr und ging auf die Mädchentoilette. Da waren keine Kameras und die Aufseher durften da nicht rein.

Ich wartete ein paar Sekunden, bis sich die Tür öffnete und Maja eintrat.

„Was ist los?“, fragte sie mich. Ich hielt einen Finger an meinen Mund und gab ihr das Buch, welches ich in meiner Jacke versteckt hatte.

Ich flüsterte: „Geh in eine Toiletten Kabine und lies es. Ich werde dem Lehrer sagen, dass es dir nicht gut geht.“

Sie war immer noch verwirrt. Trotzdem nahm sie das Buch und ging in eine Kabine.

„Nur wir wissen davon?“, fragte sie mich, als wir zusammen nach der Schule direkt zu den Toiletten gegangen waren.

Ich nickte.

„Das... darf man der Welt nicht einfach vorenthalten. Wir... wir müssen etwas tun!“, sagte sie mit leicht erhobener Stimme.

„Du musst leise sein, sonst hört man uns noch!“, ermahnte ich sie, „Aber du hast recht. Deshalb habe ich es dir gezeigt. Du musst mir helfen der Welt die Wahrheit zu zeigen!“

„Aber wie?“

Ich erzählte ihr von meinem Plan. Sie willigte ein.

Die Woche trafen wir uns täglich. Meistens bei mir, denn meine Vorhänge waren blickdicht. Wir nutzten den Vorwand, für die nächste Klausur lernen zu müssen. In Wahrheit arbeiteten wir an einem Flugblatt.

Nach einer Woche hatten wir das erste fertig.

Wir leben in Zeiten, in denen die Wahrheit zu sagen gefährlich ist. Doch auch in dieser dunklen Stunde muss sie gesprochen werden. Das System, das uns beherrscht, ist nicht das System,

welches es einmal war. Es ist ein System der Unterdrückung, der Angst und der Kontrolle. Aber es war nicht immer so. Ihr wisst es nicht, aber es gab Zeiten, in denen wir frei waren, wählen konnten, unabhängig denken konnten. Wir hatten die Macht der Stimme, konnten die Führung wählen, die wir für richtig hielten, und wir konnten uns gegen Unrecht stellen. Unsere Stimmen wurden nicht ignoriert, unsere Rechte nicht missachtet. Doch heute? Nicht einmal unsere Worte gehören mehr uns.

Es gab eine Zeit, in der wir ein Recht darauf hatten, unsere Meinung frei zu äußern. Unsere Gedanken waren keine Geheimnisse und es war keine Bedrohung auszusprechen, was man dachte.

In jener Zeit waren unsere Straßen nicht mit Kamera überflutet. Es gab keine Aufseher, die mit jedem Schritt unsere Bewegungen beobachteten. Aber der Freiheitsbegriff hat sich verändert. Wir leben in einer Welt in der - wo wir uns auch bewegen, was wir kaufen, was wir lesen, was wir denken - alles unter Kontrolle ist.

Es gab einst Menschenrechte, die uns all diese Freiheiten gaben und uns auch vor der Regierung schützten. Wir haben diese Rechte einmal besessen, und gemeinsam können wir sie wiedergewinnen.

Wir. sind. nicht. machtlos.

Wir tippten diesen Text etliche Male in die alte Schreibmaschine meines Bruders. Die Flugblätter versteckten wir in der verborgenen Schublade unter meinem Schreibtisch. Bis wir genug geschrieben hatten, verging noch eine weitere Woche. Noch etwa zwei weitere gingen bei der Planung des Ganzen drauf. Außerdem hatten wir noch Martin, den schlausten Jungen, den wir kannten, Ludwig, Kim und ein paar andere Freunde in unser Projekt eingeweiht. Alle reagierten zunächst verwirrt und schockiert, aber sie willigten alle ein bei dem Verteilen der Blätter zu helfen.

13.05.2025

Es war so weit. Meine Knie schlotterten, denn ich war mir nicht mehr so sicher wie ich am Anfang war. Es war gefährlich und wir könnten dafür weggesperrt werden, hingerichtet. Schlimmer noch unsere Familien könnten in Schwierigkeiten kommen, aber ich konnte keinen Rückzieher mehr machen, dafür wusste ich zu viel und Maja, Martin und den anderen ging es wahrscheinlich genauso.

Wir fingen spät abends an, eine dreiviertel Stunde vor der Ausgangssperre. Da hatten wir gerade genug Zeit, um die Zettel zu verteilen und es war spät genug, dass keine Leute mehr auf den Straßen sein würden. Wir trugen alle Masken und Kappen damit, falls wir Aufseher begegnen würden, sie nicht unsere Gesichter erkennen konnten. Martin war ein Genie. Er konnte die Kameras in der Innenstadt für eine kurze Zeit lahmlegen. Genau eine halbe Stunde hatte er gesagt. Keine Ahnung wie er das machte, aber ich vertraute ihm. Etwas anderes blieb mir und allen anderen nicht übrig.

Ich wartete auf Martins Zeichen, das wir loslegen konnten. Ich schaute auf die Uhr. Noch 43 Minuten bis zur Ausgangssperre. Jetzt. Martin hatte das Zeichen gegeben. Ich gab es den anderen weiter. Wir konnten anfangen.

Ich rannte los und verteilte die Blätter überall, wo ich nur konnte. In den öffentlichen Toiletten, auf Stühlen oder in die Töpfe der Pflanzen. Ein weiteres Mal schaute ich auf die Uhr. Ich hatte noch 20 Minuten Zeit. Ich verteilte die Blätter in die Gärten, klebte sie an die Fenster.

Plötzlich hörte ich ein: „Hey!“

Es war ein Aufseher. Schnell suchte ich meine Umgebung ab. Es gab kein Versteck. Ich drehte mich zu dem Aufseher hin. Er rannte auf mich zu. Also fiel mir nichts Besseres ein als zu rennen. Ich rannte, schneller als ich je gerannt bin. Ich gab den anderen das Zeichen, dass ich erwischt wurde und sie sich verstecken mussten. Und ich musste das auch. Ich hörte, wie die Schritte des Aufsehers näherkamen. Er wurde nicht langsamer, aber langsam spürte ich, dass meine Beine schwerer wurden. Auf einmal war da der Stein vor meinen Füßen und ich spürte, wie mir der Boden unter meinen Füßen weggezogen wurde.

„Jetzt habe ich dich“, hörte ich die Stimme des Aufsehers.

Ich gab schon die Hoffnung auf, denn bis ich wieder aufstehen konnte, wäre er schon längst bei mir. Ich schloss meine Augen, als ich plötzlich einen erstickten Schrei hörte. Blitzartig drehte ich mich um und sah, dass Maja dem Aufseher auf den Rücken gesprungen war. Sie starrte mich an und ich konnte die Worte in ihrem Gesicht förmlich lesen. *Renn!*

Und das tat ich. Ich rannte schneller, als ich es für möglich gehalten hatte. Ab und an stolperte ich, aber ich fiel nicht hin, sondern rannte weiter. Ich hatte Glück und begegnete keinen Aufsehern mehr.

Ich betete zu Gott das es Maja gut ginge. Sie hatte sich für mich geopfert. Meine Lunge fühlte sich an, als würde sie explodieren, genau wie mein Herz. Ich schaute auf meine Uhr. Noch fünf Minuten. Ich war nur etwa hundert Meter vom Treffpunkt entfernt.

Als ich beim Treffpunkt ankam, suchte ich die Gesichter nach Majas ab, aber konnte es nicht finden. Wurde sie gefangen genommen? Das durfte nicht sein, nicht für mich.

Ein weiterer Kamerad von uns kam zum Treffpunkt, aber es war wieder nicht Maja. Martin gab mir das Zeichen, dass die Kameras wieder eingeschaltet waren. Maja war nicht gekommen. Ich merkte es nicht, aber ich spürte, wie mir eine Träne über die Wange rollte. Nicht nur für Maja. Es fehlten vier aus unserer Gruppe. Zu Beginn waren wir insgesamt 17 gewesen.

Weitere Tränen kamen aus meinen Augen. Maja und die anderen drei würden alle schlimme Strafen bekommen. Und es war *meine* Schuld. Ich schlug meine Hände vors Gesicht, als ich plötzlich eine Hand auf meiner Schulter spürte. Ich schaute nach hinten und sah... Maja! Ich umarmte sie so fest, bis ich merkte, dass sie keine Luft mehr bekam. Sie sah fertig aus. Sie hatte sich wohl mit dem Aufseher eine Rangelei geboten. Ich sah es an dem Blut, das durch ihre Maske sickerte. Sie bemerkte meinen Blick und sagte: „Es ist in Ordnung. Du hast es geschafft.“

„Nein“, unterbrach ich sie, „Wir.“

Irgendwer würde ein Blatt finden und die Wahrheit kennen. Die Regierung wird versuchen uns zum Schweigen zu bringen, aber solange einer die Wahrheit kannte und etwas dafür tat, konnten sie uns nicht zum Schweigen bringen. Solang es einen von uns gab, waren wir nicht machtlos.